

ermöglicht ja die Gesamtsumme, auf die es schließlich ankommt. Die Reproduzierbarkeit der Geldstücke bezieht sich auf ein erstes Muster zurück, *ähnlich* wie die Beziehung der Zahl-Zeichen auf die mittels ihrer vermeinten Zahlen; das Gemeinte in unserem Zählen von Geldstücken sind allerdings – anders als beim Operieren mit den Zahlen – die wirklichen, individuellen Stücke selbst und nicht ihr Muster.⁶⁰

Universalien bei Quine und Wittgenstein

Von Michael KOBER (Freiburg)

1. Einführung

Die Allgemeinheit ist ein kontrovers diskutiertes Problem hinsichtlich unserer theoretischen Erkenntnis und noch mehr in bezug auf unsere ontologischen Überzeugungen, doch der bedeutungsvolle Gebrauch von Allgemeinbegriffen beziehungsweise generellen Termini innerhalb natürlicher Sprachen ist kaum bezweifelbar. Sowohl Wittgenstein¹ als auch Quine² vollziehen deshalb einen semantischen Aufstieg (*semantic ascent*, WO 270 ff.) und lassen ihre Betrachtungen hinsichtlich des sogenannten Universalienstreits um die Frage kreisen, inwiefern generelle Termini wie zum Beispiel „Hund“, „rot“ oder „Würfel“ (im Deutschen) bedeutungsvoll gebraucht werden können. Denn während wohl nur extreme Skeptiker oder Idealisten bezweifeln würden, daß viele Namen oder singuläre Termini in irgendeiner Weise auf empirisch nachweisbare Individuen (Einzeldinge oder *particulars*) referieren und genau deshalb bedeutungsvoll gebraucht werden können, ist es nach wie vor ein Problem, ob sich auch generelle Termini in irgendeiner Weise auf empirisch nicht nachweisbare, außersprachliche Entitäten beziehen oder nicht. Für diese Entitäten gibt es eine Reihe von Namen, und „Universalien“, „Eigenschaften“, „Prädikate“, „Attribute“, „Qualitäten“, „Relationen“, „Notionen“, „Begriffe“, „Intensionen“ und „Ideen“ sind nur die geläufigsten Beispiele. Woody Allen hat vielleicht diese erstaunliche Pluralität von vorgeschlagenen Instanzen im Blick, wenn er einen Gast auf einer Hollywood-Party sagen läßt: „Right now it's only a notion, but I think I can get money to make it into a concept, and later turn it into an idea.“³

⁶⁰ So kann die Unterscheidung Types – Tokens in keiner Weise paradigmatisch für das Verständnis der Allgemeinheit der aristotelischen οὐσία sein. Vgl. hingegen D. K. Modrak, Forms, Types and Tokens in Aristotle's Metaphysik, in: Journal of the History of Philosophy 17 (1979) 371–381.

¹ Auf numerierte Bemerkungen in Wittgensteins Schriften werde ich mit Hilfe von folgenden Abkürzungen verweisen: PU = Philosophische Untersuchungen; Z = Zettel; ÜG = Über Gewißheit; LS I = Letzte Schriften zur Philosophie der Psychologie, Bd. I. Beim Tractatus logico-philosophicus verweise ich mittels TLP auf die Nummer des Satzes, bei den Tagebüchern 1914–1916 mittels TB auf das Datum des Eintrags (bis jetzt alle: Wittgenstein Werkausgabe [Frankfurt a. M. 1984]). Ferner verweise ich auf Seitenzahlen in BB = The Blue and Brown Books (Blackwell 21969).

² Sofern nicht anders angegeben, verweise ich auf Seitenzahlen von Büchern Quines mittels folgender Abkürzungen: LPV = From a Logical Point of View (Harvard UP 21961); WO = Word and Object (MIT-Press 1960); OR = Ontological Relativity and Other Essays (Columbia UP 1969); WP = The Ways of Paradox and Other Essays (Harvard UP 21976); PT = Pursuit of Truth (Harvard UP 1990).

³ In Woody Allens „Annie Hall“ bzw. „Der Stadtneurotiker“. Den Hinweis auf dieses Zitat verdanke ich C. Peacocke, A Study of Concepts (MIT-Press 1992) 1f.

Im folgenden werde ich nur den Terminus „Universale“ verwenden oder von „etwas Universalem“ sprechen. Realisten, die man als Platonisten bezeichnen kann, sind der Auffassung, daß solche Universalien wirklich „als solche“ existieren, wohingegen Realisten, die als Konzeptualisten bezeichnet werden können, der Meinung sind, Universalien würden vom Menschen geschaffen (z. B. durch konstruktive Definitionen in der Mathematik) oder seien irgendwie abhängig von der menschlichen Vernunft bzw. den menschlichen Erkenntnisstrukturen (man denke z. B. an Kants Kategorien). Der Phantasie über die Seinsweisen solcher Universalien und über die Art, wie wir davon Kenntnis erhalten können, scheinen kaum Grenzen gesetzt zu sein. Auch die Motive, weshalb eine Existenz von Universalien angenommen wird, können vielfältig sein, doch der Verweis darauf, daß nur damit der bedeutungsvolle Gebrauch zumindest einiger genereller Termini erklärt werden kann, dürfte ein nicht unwesentliches Moment sein.

Nominalisten hingegen leugnen die Existenz von Universalien. Ihrer Meinung nach sind generelle Termini synsemantische Ausdrücke, die zwar zweifellos bedeutungsvoll gebraucht werden können, aber nicht deshalb, weil sie etwas Außersprachliches benennen, sondern weil sie eine sprachinterne Funktion übernehmen, z. B. eine Verkürzung des Sprachgebrauchs darstellen. Statt zum Beispiel umständlich

- (1) „Bello wedelt manchmal mit dem Schwanz, und Lumpi wedelt manchmal mit dem Schwanz, und Fido wedelt manchmal mit dem Schwanz, etc. etc.“

sagen zu müssen, ist es eine erfreuliche Abkürzung, nur

- (2) „Hunde wedeln manchmal mit dem Schwanz“

sagen zu dürfen.

Nimmt man Quines Dictum *To be is to be the value of a variable* (PT 26; LPV 103)⁴ in Anspruch, dann läßt sich der Unterschied zwischen Nominalisten und Realisten so darstellen, daß sie etwa den Satz

- (3) „Es gibt mindestens einen Hund“

auf verschiedene Weise mit Hilfe formaler Sprachen analysieren oder paraphrasieren⁵ würden. Ein Nominalist würde (3) paraphrasieren mit

- (4) $\exists x (Hx)$,

mit der Interpretation Hx : x ist ein Hund,

wobei x eine Variable für ein Individuum aus dem Tierreich ist.

Dadurch soll die Behauptung zum Ausdruck gebracht werden, daß in der Welt (bzw. im Bereich) der Tiere mindestens ein empirisch nachweisbares Individuum existiert, von dem ausgesagt werden kann, daß es ein Hund ist bzw. auf das der generelle Terminus „Hund“ zutrifft. Aus der Setzung des Existenzquantors wird ersichtlich, daß mit der Paraphrasie-

⁴ Daß dies zu salopp formuliert ist, hatte z. B. C. Chihara, *Our Ontological Commitment to Universals* (Nous 2, 1968) deutlich gemacht, aber hier reicht die oben gegebene Formulierung als ‚Daumenregel‘ durchaus aus.

⁵ „Paraphrasieren“ ist der Ausdruck Quines, der für ihn unverfänglich ist im Unterschied zu „übersetzen“, da z. B. das geglückte Übersetzen eines Satzes in eine andere Sprache im allgemeinen eine Gleichheit der Bedeutung beider Sätze implizieren soll. Genau diese Konnotation möchte Quine ausdrücklich vermeiden, weil er der Meinung ist, daß sich so etwas wie eine ‚Gleichheit der Bedeutung‘ nicht empirisch bestimmen läßt (s. u.). Daß man einen Satz auch auf mehr als nur eine Weise in einer formalen Sprache paraphrasieren kann, wird leider nicht immer als Selbstverständlichkeit betrachtet.

rung (4) nicht behauptet werden soll, daß es so etwas wie eine Hundheit gibt. Das Zeichen „H“ in (4) benennt also nicht, die Annahme entsprechender Universalien ist nicht nötig. Analog dazu würde ein Nominalist einen wahren Satz wie „Bello ist ein Hund“ bzw. seine Paraphrasierung „Hb“ so betrachten, daß darin der singuläre Terminus „Bello“ bzw. „b“ auf Bello referiert, der generelle Terminus „Hund“ bzw. „H“ aber nicht referiert, sondern auf Bello zutrifft. – Ein moderner Realist dagegen würde den Satz (3) folgendermaßen paraphrasieren:

(5) $\exists h [(h = \text{Menge aller Hunde}) \wedge \exists x (x \in h)]$

wobei x eine Individuenvariable aus dem Tierreich und h eine Mengenvariable ist.

Damit wird die Behauptung ausgedrückt, (i) daß eine Menge mit dem Namen „h“ existiert, die man auch „Hundheit“ nennen könnte, und daß es (ii) mindestens ein empirisch nachweisbares Individuum gibt, welches Element der Menge aller Hunde ist (daß die Menge h also nicht leer ist). Das Zeichen „h“ benennt demnach eine irgendwie existierende, freilich empirisch nicht nachweisbare Entität – die Hundheit –, die hier als Menge aller Hunde (was etwas anderes ist als alle einzelnen Hunde zusammen) aufgefaßt wird.⁶

Damit kann der Schauplatz des aus der Blickrichtung eines semantischen Aufstiegs verstandenen Universalienstreits folgendermaßen präzisiert werden: Nominalisten und Realisten streiten sich nicht um den Wahrheitswert eines Satzes, denn beide Parteien werden wohl einen Satz wie (3) „Es gibt mindestens einen Hund“ für wahr halten. Nominalisten und Realisten stimmen auch darüber überein, (i) daß man einige Namen oder singuläre Termini wie z. B. „Bello“ sinnvoll gebrauchen kann, weil es empirisch nachweisbare Individuen als Träger dieses Namens gibt, eben Bello, und (ii) daß Individuen klassifiziert werden können, d. h., daß es sinnvoll sein kann, z. B. „Bello ist ein Hund“ zu sagen. Sie würden ferner darüber einstimmen können, (iii) daß es sinnvoll sein kann, Individuen Eigenschaften zuzusprechen, z. B. „Bello ist bissig“, wie auch, (iv) daß Individuen in Relation zueinander stehen können, z. B. „Bello ist größer als Lumpi“. Der Konflikt im Universalienstreit besteht demnach vielmehr in der Analyse oder Erklärung des Phänomens, daß solche Sätze bedeutungsvoll gebraucht werden können, und welche ontologischen Verpflichtungen (*ontological commitments*) man mit welcher Paraphrasierung eingeht.⁷ Dabei sind, zumindest für Quine, die klassische Prädikatenlogik (1. Stufe mit Identität) und die moderne Mengenlehre (in ihrer rein extensionalen Interpretation) die Mittel der Analyse oder Paraphrase.

2. Bedeutungsrealismus

Ein Motiv der Nominalisten ist sicherlich, daß sie ihr Universum möglichst sparsam einrichten wollen (man erinnere sich an *Occam's razor*), und sie werfen den Realisten deshalb vor, diese würden das semantische Modell einer Referenzbeziehung zwischen einem singulären Terminus und einem empirisch nachweisbaren Individuum, das vom singulären Terminus benannt wird, spekulativ auch auf generelle Termini anwenden und deshalb em-

⁶ Es darf wohl bezweifelt werden, daß ein traditioneller Realist sich mit der obigen Darstellung einverstanden erklären würde, da er wohl kaum der Meinung gewesen wäre, daß das, was er mit „Hundheit“ bezeichnet hätte, hier als Menge aller Hunde wiedergegeben wäre. Denn es scheint ein Unterschied zu sein, ob auf einen Hund eine Hundheit zutrifft (ihm angehört oder er an ihr teilhat) oder ob er Element einer Menge ist.

⁷ Vgl. L. Stevenson, *On what Sorts of Things there are*, in: *Mind* 85 (1976) 504f.

pirisch nicht nachweisbare Universalien, die von entsprechenden generellen Termini benannt würden, ontologisch postulieren.⁸ Es wird daher die Aufgabe der Nominalisten sein, den von ihnen als notwendig erachteten, bedeutungsvollen Sprachgebrauch so zu paraphrasieren, daß auf die Annahme von Universalien verzichtet werden kann.

Realisten würden dem entgegenhalten, daß die Existenz von Universalien angenommen werden müsse, weil sonst nicht vollständig erklärbar wäre, wieso (zumindest einige) generelle Termini bedeutungsvoll gebraucht werden können. Vielleicht würden sie sogar sagen, daß etwas bestimmtes Universales identisch mit der Bedeutung eines entsprechenden generellen Terminus sei. John Locke etwa erklärt das Phänomen, daß wir uns z. B. über Hunde oder Würfel unterhalten können, ohne dabei eine sinnliche Wahrnehmung von Hunden oder Würfeln zu haben, damit, daß bei den am Gespräch Beteiligten die Ideen „Hund“ oder „Würfel“ im Geist vorhanden⁹ und allein deshalb die generellen Termini „Hund“ und „Würfel“ bedeutungsvoll gebraucht werden könnten, denn solche Ideen – oder Universalien – seien eben die Bedeutung der generellen Termini. Einen solchen Ansatz nenne ich im folgenden „Bedeutungsrealismus“.

Sowohl Quine als auch Wittgenstein argumentieren jedoch gegen diese Annahme von Universalien oder Ideen als Bedeutungsentitäten. Quine wirft den Bedeutungsrealisten vor, sie würden in ihrer Semantik mit der ontologischen Annahme der Existenz von Bedeutungsentitäten eine Theorie der Referenz mit einer Theorie der Bedeutung verwechseln (LPV 22, 130).¹⁰ Quines Argumentation verwendet ein epistemologisches Kriterium: In Rückgriff auf seinen Slogan *No entity without identity* (PT 52), der besagt, daß die Existenz von Entitäten genau dann nicht behauptet werden sollte, wenn man jene Entitäten nicht zu identifizieren vermag, behauptet Quine, daß es eben kein Kriterium gäbe, mit dessen Hilfe solche Bedeutungsentitäten identifiziert werden könnten. Denn dazu benötigte man eine nichtzirkuläre Erklärung der Begriffe Synonymie, Analytizität oder Notwendigkeit, aber Quine hatte in ausführlicher und subtiler Weise gezeigt, daß eine solche zu einer Bedeutungstheorie gehörende Erklärung mit empirischen Methoden nicht möglich ist.¹¹ Der empiristisch motivierte Quine verwirft deshalb die Annahme von Bedeutungsentitäten.¹²

⁸ Nelson Goodman: „The nominalistically minded philosopher like myself will not willingly use apparatus that peoples his world with a host of ethereal, platonic, pseudo entities“ (The Structure of Appearance [Bobbs-Merrill 21966] 36); Goodman hat allerdings einen recht liberalen Begriff von Nominalismus, in dem auch empirisch nicht nachweisbare Mengen als Individuen betrachtet werden.

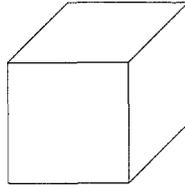
⁹ Diese Ideen hat der Geist aufgrund früherer Erfahrung erworben. J. Locke, An Essay concerning Human Understanding (1690) ed. Nidditch (Clarendon Press 1975) 47, 104, 401, 409–412.

¹⁰ Quine macht sich über die Bedeutungsrealisten dadurch lustig, daß er ihre Theorie als „Museumsmythos“ bezeichnet: Sie würden gewissermaßen eine Art Museum annehmen, in dem den Ausstellungsstücken (z. B. den Universalien) Namenstafelchen angeheftet sind, so daß der Geist (oder irgendeine andere menschliche Fähigkeit), wenn die Bedeutung eines Wortes unbekannt ist, nur das Ausstellungsstück finden muß, dem dieses Wort als Namen zugeordnet wurde, um es zu verstehen (OR 27f.).

¹¹ Zwei Ausdrücke hätten genau dann dieselbe Bedeutung (d. h. im Sinne des Bedeutungsrealismus: sie würden genau dann auf dieselbe Bedeutungsentität referieren), wenn sie synonym sind. Quine zeigt in vielleicht nicht zwingender, aber bis dato wohl überzeugender Weise, daß eine solche Behauptung mit empiristischen Methoden prinzipiell nicht begründbar ist. Er macht ferner deutlich, daß die Begriffe Analytizität und Notwendigkeit sich mit Hilfe des Begriffs Synonymie definieren ließen, vielleicht auch diese Begriffe den Begriff Synonymie definieren könnten, sie aber auch nicht empiristisch bestimmt werden können (s. dazu Truth by Convention in WP und Two Dogmas of Empiricism in LPV).

¹² Für den empiristisch orientierten Quine ist dies eine Art Selbstkritik am historischen Empirismus; vgl. Five Milestones of Empiricism, in: W. V. Quine, Theories and Things (Harvard UP 1981).

Wittgensteins Argumentation gegen den Bedeutungsrealismus ist eine ganz andere. Er greift die bedeutungsrealistische Intuition auf und erkennt das psychische Faktum, daß beim Verwenden zumindest einiger genereller Termini so etwas wie „innere Bilder im Kopf“ erscheinen oder assoziiert werden (bei „Südseestrand“ oder „Hund“ ist dies vielleicht anschaulich), an, wie auch, daß diese als Ideen, Universalien oder Bedeutungsentitäten betrachtet werden könnten (PU 139f.). So ließe sich beispielsweise annehmen, daß die dem generellen Terminus „Würfel“ entsprechende Idee folgendermaßen aussieht:



Nun stellt sich aber für denjenigen, der eine solche Idee „im Kopf“ hat, die Frage, zu welchem generellen Terminus diese Idee paßt. Zweifellos paßt sie zum generellen Terminus „Würfel“, aber sie paßt sicherlich auch zu „geometrischer Würfel“, zu „Glaswürfel“ oder „Plastikwürfel“, ferner zu „Kiste“ und zu „drei Brettchen, die ein räumliches Eck bilden“, oder auch zu „ein Quadrat mit zwei Rhomben“. Nun ist es sicherlich absurd zu behaupten, die Bedeutung(sentität) des generellen Terminus „Würfel“ sei die Idee von einem Quadrat mit zwei Rhomben in einer bestimmten Anordnung (PU 140f. und Teil II, S. 519). Ferner – so Wittgenstein – sei die Bedeutung eines Wortes wie „Würfel“ etwas Öffentliches, da die Bedeutung dieses Wortes ja wohl jeder kompetente Sprecher des Deutschen kennen würde (PU 199), wohingegen ein „Bild im Kopf“ etwas Subjektives, Privates (PU 243) sei: Hätte jeder sein eigenes Bild eines Würfels „im Kopf“, wäre das Phänomen einer intersubjektiven Verständigung kaum zu erklären. Auch könnte der einzelne gar nicht den Unterschied machen zwischen „die Bedeutung eines Wortes kennen“ und „die Bedeutung eines Wortes nur zu kennen glauben“, da beide Male das „Bild im Kopf“ das gleiche sein könnte (PU 202, 258).

Nun, ein Bedeutungsrealist würde wohl einwenden, Bedeutungsentitäten seien nicht so etwas wie „Bilder im Kopf“, sondern etwas viel Abstrakteres.¹³ Und jemand wie Husserl würde die Intersubjektivität von Bedeutung dadurch garantieren wollen, daß er den ontologischen Bereich, in dem manche Bedeutungsentitäten existieren (im Bewußtsein), als intersubjektiv zugänglich konzipiert.¹⁴ Doch Wittgenstein bringt auch diesen Ansatz in Schwierigkeiten: Man stelle sich vor, jemand soll die Reihe „1, 5, 11, 19, 29“ fortsetzen, kann dies jedoch nicht. Mit anderen Worten: Er kennt die Bedeutung dieser Zahlenreihe nicht. Die Formel „ $a_n = n^2 + n - 1$ “ wird ihm nun präsentiert, aber es ist immer noch möglich, daß er die Reihe nicht fortsetzen kann, denn er kann die Formel nicht anwenden, weil er nie Algebra gelernt hat (PU 151). Das heißt: Er kann durchaus Zugang zur Bedeutung(sentität) – in welchem ontologischen Bereich auch immer – haben, weiß aber nichts damit anzufangen. Allein der Zugang zu einer solchen Bedeutungsentität würde also noch nichts nützen, um das Verstehen oder den bedeutungsvollen Gebrauch von sprachlichen Zeichen zu erklären.

¹³ Selbst Locke scheint dies so zu sehen, z. B. wenn er Ideen als Qualitäten konzipiert oder vom allgemeinen Dreieck redet, das weder spitzwinklig noch stumpfwinklig, noch rechtwinklig ist (vgl. Locke, a. a. O. 134, 596).

¹⁴ Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen II* (Tübingen 1968) 123ff.

Dies war eine Untersuchung zu der Frage, wie eine Idee als etwas Universales im Rahmen eines Bedeutungsrealismus auf eine bedeutungsvolle Verwendung eines Wortes wie etwa eines generellen Terminus bezogen werden könnte. Umgekehrt stellt sich freilich auch die Frage, wie ein genereller Terminus auf eine Idee bezogen werden könnte. Man stelle sich nun vor, man würde Finnisch als Fremdsprache erlernen wollen. In der ersten Unterrichtsstunde hält der Lehrer einen roten Plastikwürfel in die Höhe und sagt: „Punainen“. Gemäß der gängigen Theorien erscheint nun bei jedem Schüler eine Idee im Geist, die die Bedeutung(sentität) des finnischen Wortes „punainen“ darstellt. Aber welche Idee ist das? Die eines Würfels? Nicht notwendigerweise, denn es könnte auch die Idee von Plastik sein, ferner die einer bestimmten Größe oder eines Volumens, die einer bestimmten Festigkeit, sogar die eines bestimmten Geschmacks oder Geruchs. Die Unsicherheit wird erst behoben, wenn der Lehrer so etwas wie „Die Farbe dieses Würfels hier heißt auf Finnisch ‚punainen‘“ sagt. Dies macht exemplarisch deutlich, daß wir zur Erklärung des möglichen bedeutungsvollen Gebrauchs eines generellen Terminus weitere generelle Termini – hier: „Farbe“ und „Würfel“ – verwenden müssen (PU 27–35). Andererseits zeigt dies auch, daß wir bei einer solchen Erklärung überhaupt nicht auf Ideen, Bedeutungsentitäten oder Universalien verweisen. Wie sollte man auch bei der Erklärung des generellen Terminus „Hund“ etwa auf eine nicht-empirische Hundheit gleichsam mit dem Finger zeigen können?¹⁵

Das Fazit dieser Betrachtungen Wittgensteins lautet demnach: Wie auch immer der genaue ontologische Status dieser Ideen oder Bedeutungsentitäten sein könnte, wie auch immer wir epistemisch Zugang zu diesen Ideen haben könnten und wie auch immer wir diese Ideen vielleicht identifizieren könnten (hier würde Quines Kritik ansetzen), für eine Erklärung der Bedeutung von generellen Termini hätten diese Ideen oder Universalien überhaupt keinen Nutzen.¹⁶ Das Beste, was sich sagen ließe, wäre, daß die Einführung von Bedeutungsentitäten das Problem der Erklärung des bedeutungsvollen Gebrauchs von Wörtern auf die Probleme des ontologischen Status dieser Entitäten einerseits und unseres epistemischen Zugangs zu ihnen andererseits verschiebt – ob diese Verschiebung einen Fortschritt darstellen könnte, ist fraglich. Wittgenstein jedenfalls verwirft die Etablierung von Bedeutungsentitäten und betrachtet das Assoziieren von Ideen lediglich als psychischen Begleitvorgang (PU 34, 152).¹⁷

3. *Anti-Essentialismus*

Ergänzt wird Wittgensteins Kritik am Bedeutungsrealismus noch durch seine Auseinandersetzung mit einer Form von Essentialismus (BB 17f.; PU 65–69). Es ist zweifellos naheliegend, zu vermuten, daß der bedeutungsvolle Gebrauch eines generellen Terminus wie „Hund“ irgendwelche gemeinsamen Merkmale bei all diesen Verwendungen aufweisen müßte, denn – so könnte man diese Vermutung zu begründen versuchen – „sonst gebrauchten wir ja nicht immer denselben Terminus“. Würden diese Merkmale bei den Ver-

¹⁵ Vgl. auch PU, S. 309 Anmerkung (a).

¹⁶ Davidson bringt genau diese Überlegung vor, ohne sie durch ein Beispiel zu veranschaulichen; D. Davidson, *Truth and Meaning*, 20f., in: ders. *Inquiries into Truth and Interpretation* (Clarendon Press 1984).

¹⁷ Eine ausführliche Darstellung und Diskussion der Überlegungen Wittgensteins findet sich in: M. Kober, *Gewißheit als Norm* (Berlin 1993) 84–110.

wendungen des generellen Terminus nun Eigenschaften einer Entität entsprechen, dann würden diese entweder etwas Universales wie Hundheit überhaupt erst konstituieren oder ihm zumindest angehören. Ein so konzipiertes Universales wäre dann die Bedeutung (bzw. die Referenz) des generellen Terminus, es erklärte erst dessen bedeutungsvolle Verwendungsmöglichkeit.

Wittgenstein jedoch zeigt am Beispiel des Wortes „Spiel“, daß gemeinsame Merkmale bei all dessen bedeutungsvollen Verwendungen nicht notwendigerweise angenommen werden müssen, denn eine Familienähnlichkeit im Hinblick auf diese Merkmale sei schon hinreichend, um einen bedeutungsvollen Gebrauch dieses Terminus' zu ermöglichen. Wittgenstein erläutert diesen Gedankengang selbst am besten:

„Betrachte z. B. einmal die Vorgänge, die wir ‚Spiele‘ nennen. Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele usw. [...] wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe [...] Schau z. B. die Brettspiele an, mit ihren mannigfachen Verwandtschaften. Nun geh zu den Kartenspielen über: hier findest du viele Entsprechungen mit jener ersten Klasse, aber viele gemeinsame Züge verschwinden, andere treten auf. Wenn wir nun zu den Ballspielen übergehen, so bleibt manches Gemeinsame erhalten, aber vieles geht verloren. – Sind sie alle ‚*unterhaltend*‘? Vergleiche Schach mit dem Mühlfahren. Oder gibt es überall ein Gewinnen und Verlieren, oder eine Konkurrenz der Spielenden? Denk an die Patienzen. In den Ballspielen gibt es Gewinnen und Verlieren; aber wenn ein Kind den Ball an die Wand wirft und wieder auffängt, so ist dieser Zug verschwunden [...]

Und das Ergebnis dieser Betrachtung lautet nun: Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen.

Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort ‚Familienähnlichkeiten‘; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen [...]“ (PU 66 f.)

Da es also nicht notwendigerweise ein gemeinsames Merkmal bei den Verwendungen eines generellen Terminus geben muß, würde entweder ein entsprechendes Universale ohnehin verschwunden oder aufgelöst sein, oder aber es gäbe keine gemeinsamen Eigenschaften, die einem Universale bei all seinen Instantiierungen angehörten. Dann aber stellen sich die zwei Fragen, warum die Existenz des entsprechenden Universalen überhaupt postuliert werden müßte, und wie man dies identifizieren könnte.

4. *Methodische Vorentscheidungen*

Wittgensteins und Quines bisher vorgeführte Preisgabe von Universalien als Bedeutungsentitäten beruht auf einer übereinstimmenden methodologischen Vorentscheidung: Aufgrund ihrer gemeinsamen Aversion, spekulativ oder metaphysisch nicht nachweisbare Entitäten anzunehmen (OR 82 f.; PU 116), übernehmen beide hinsichtlich ihrer Untersuchungen zum Sprachgebrauch eine behaviouristische Methodik, die gewissermaßen aus Beschreibungen von Sprachverwendungen besteht (für Quine: WO ix, 1 ff.;¹⁸ für Wittgenstein: PU 124, 180, 198).

„Die Anwendung [eines Wortes z. B.] bleibt ein Kriterium des Verständnisses“ (PU 146).

„Wir sind immer zu sehr geneigt von okkulten [...] Vorgängen zu reden, statt bloß von alltäglichen, allbekanntem.“

¹⁸ Vgl. auch W. V. Quine, Indeterminacy of Translation again, in: Journal of Philosophy 84 (1987) 5.

Ein gewisser ‚behaviourism‘ ist darum unschätzbar, weil er (uns) lehrt, an das zu denken was wir kennen [...] statt an die Fiktionen unsrer Sprache.“¹⁹

Dieser „gewisse Behaviourismus“ ist m. E. ein methodischer Behaviourismus, der darin besteht, daß all die Methoden zugelassen werden, die in einer empirisch verfahrenen Psychologie erlaubt sind. Nicht gemeint ist damit ein ontologischer Behaviourismus, der mentale Zustände oder Prozesse leugnete – obwohl Quine dazu eine Neigung besitzt (WP 227; WO 265; PT 71). So konnte Wittgenstein ja auch zulassen, daß generelle Termini durchaus von „inneren Bildern“ begleitet werden können, denn seine Kritik an solchen psychischen Begleitvorgängen bestand lediglich darin, daß sie zur Erklärung eines intersubjektiven, bedeutungsvollen Gebrauchs von Wörtern nichts beitragen würden.

Wittgensteins und Quines Ansatz, das Universalienproblem mit Hilfe des semantischen Aufstiegs als eine Untersuchung über den bedeutungsvollen Gebrauch von generellen Termini zu diskutieren,²⁰ ist Ausdruck ihrer behaviouristischen Methodik. Und es ist genau dieser gemeinsame methodische Ansatz, der es mir erlaubt, ihre beiden Philosophien miteinander zu kombinieren oder zu vergleichen.

5. Erklärungen durch Rekurs auf den Spracherwerb

So erstaunt es auch nicht, daß sich Wittgensteins und Quines eigene Erklärungsansätze hinsichtlich des bedeutungsvollen Gebrauchs von generellen Termini beinahe gleichen. Ihre Erklärungen bestehen aus Betrachtungen zu der Tatsache, daß Kinder eine Muttersprache erwerben können, und sie beide sehen dies als einen Prozeß der Konditionierung an – was ebenfalls Ausdruck ihrer behaviouristischen Methodik ist, da sie sich nicht darum kümmern, was „im Inneren“ des Kindes vor sich geht (WO 20).²¹ Aufgrund ihres Instinkts, wie Wittgenstein es erklärt (Z 545, 587; ÜG 475), bzw. aufgrund ihrer angeborenen Dispositionen, wie Quine es einräumt (WP 56–58), sind Kinder in der Lage, Regelmäßigkeiten in den sprachlichen Praktiken ihrer sozialen Umgebung aufzunehmen²² und zu erlassen: Beginnend mit zufälligen, kleinkindlichem Gebrabbel wird das sprachliche Verhalten von bereits kompetenten Mitgliedern der Sprachgemeinschaft, in denen die Kinder aufwachsen, mittels begleitendem Lob und Tadel weiterentwickelt und allmählich verfeinert (WO 5). Während dieses im allgemeinen unbewußten Prozesses (OR 122; BB 130) werden die Kinder unterstützt oder auch angeleitet mit Hilfe von Beispielen und Gegenbeispielen, durch Hinweise auf Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten bei wahrnehmbaren Individuen (LPV 77; OR 121f.; PU 66, 71, 208), so daß sie alsbald „den Bogen raus haben“ und solche generellen Termini wie „Hund“ oder „Stuhl“ in Übereinstimmung mit den anderen Mitgliedern ihrer Sprachgemeinschaft verwenden können. Wittgenstein betont durchaus die Relevanz von Erklärungen innerhalb der Abrichtung (LS I 348), doch wird nicht alles erklärt werden können, und die Praxis muß letztlich für sich selber sprechen (ÜG 139).

¹⁹ Manuskript 119 (gemäß des sogenannten von Wright-Katalogs, s. G. H. von Wright, *The Wittgenstein Papers*, die neueste Version in L. Wittgenstein, *Philosophical Occasions 1912–1951*, ed. by J. C. Klagge and A. Nordmann [Hackett 1993] 79).

²⁰ Ich muß hier allerdings eingestehen, daß sich durch Texte nicht belegen läßt, daß Wittgenstein sich bewußt gewesen sei, daß er das Universalienproblem diskutieren würde.

²¹ Eine umfangreichere Darstellung von Wittgensteins Überlegungen zum Spracherwerb findet sich in: Kober, a. a. O. 159 ff. 214 ff.

²² Nicht bewußt oder rational zu entdecken.

Zentral für eine philosophische Bewältigung des Phänomens des Spracherwerbs sind die Begriffe Ähnlichkeit und Regelmäßigkeit. Denn das Erfassen von Ähnlichkeiten bei verschiedenen Individuen ist bei der instinktiv-angeborenen Fähigkeit zum Erwerb einer sprachlichen Kompetenz hinsichtlich genereller Termini unabdingbar, weil nur bei Vorliegen von Ähnlichkeiten verschiedene Individuen unter einen generellen Terminus gefaßt bzw. durch ihn klassifiziert werden (OR 116f.). Quine hat herausgestellt, daß der Begriff der Ähnlichkeit im Prinzip eine dreistellige Relation ist: a ist ähnlicher zu b als zu c (wobei „a“, „b“ und „c“ als Namen von Individuen betrachtet werden sollten; OR 117). Wie schon erwähnt, die unter einen generellen Terminus fallenden Individuen brauchen trotz dieser Ähnlichkeitsbedingung nicht mehr als eine Familienähnlichkeit aufzuweisen (die Ähnlichkeitsrelation ist eben nicht transitiv).

Ein Kind wird einen generellen Terminus wie „Hund“ auch nicht lernen können, wenn – wie Wittgenstein deutlich machte – bei den Verwendungen dieses Wortes in den Verwendungskontexten nicht auch gewisse Regelmäßigkeiten aufweisbar wären. Es handelt sich dabei um drei Arten von Regelmäßigkeit, nämlich (i) um eine Regelmäßigkeit in den Handlungsweisen einer Gemeinschaft (PU 206f.), (ii) um eine Regelmäßigkeit oder Invarianz der außersprachlichen Welt – daß Hunde sich stets in gleicher Weise benehmen –, so daß die Referenz des Terminus konstant bleibt (PU 142; ÜG 513, 558, 617),²³ und (iii) um eine grammatische Regelmäßigkeit, daß das Wort „Hund“ z. B. syntaktisch stets wie ein sortales Prädikat und nicht zuweilen auch als Eigenschaftswort wie „rot“ oder als Massenterminus wie „Wasser“ gebraucht wird (siehe dazu Abschnitt 7).²⁴

6. Universalien bei Quine und Wittgenstein

Angesichts meiner bisherigen Präsentation der Gedanken Wittgensteins und Quines liegt die Frage nahe, ob man beide als Nominalisten betrachten darf. Die Antwort darauf lautet mit Sicherheit: „Nein“. Zwar hatte sich Quine selbst einmal explizit für einen Nominalisten erklärt,²⁵ doch sein Ziel einer Rekonstruktion der Sprache der (Natur-)Wissenschaften (LPV 79) durch eine kontrollierbare formale Sprache ließ ihn diese Aussage zurücknehmen (LPV 173 f.; WO 243). Denn er sah ein, daß seine Akzeptanz der Mathematik ihn selbst aufgrund seines eigenen Dictums *To be is to be the value of a variable* im Hinblick auf die Ergebnisse der modernen Mengenlehre dazu verpflichtete, die Existenz von Mengen als abstrakte – d. h. wohl: als nicht empirisch nachweisbare – Gegenstände anzuerkennen.²⁶ Weil Mengen über die Kenntnis ihrer Elemente identifiziert werden können, hat Quine in diesem Fall auch gar nicht gegen seine Forderung *No entity without identity* verstoßen.

²³ Weitere Textstellen bei Wittgenstein werden in Kober, a. a. O. 81f. angegeben.

²⁴ Ich muß hier stark vereinfachen und von Verwendungen wie „auf den Hund gekommen“ oder „er benahm sich hündisch“ absehen.

²⁵ W. V. Quine/N. Goodman, Steps toward a Constructive Nominalism, in: Journal of Symbolic Logic 12 (1947) 97.

²⁶ W. V. Quine, Philosophy of Logic (Prentice-Hall 1970). Kap. 5. – Die Existenz von Mengen wird in den Axiomen der die ganze Mathematik umfassenden Mengenlehre postuliert. Quine selbst hat mehrfach (z. B. WP 110f.) dargelegt, daß sich die Mengenlehre nicht auf die Prädikatenlogik reduzieren läßt. – Ich werde um der Verständlichkeit willen im folgenden nicht Quines eigene Terminologie übernehmen und spreche deshalb anstatt von „Klassen“ stets von „Mengen“. Der minimale, aber für die moderne Mengenlehre wichtige Unterschied von Mengen und Klassen ist in dem Diskussionskontext hier nicht relevant.

Doch auch eine Rekonstruktion von Sätzen einer natürlichen Sprache kann diese Verpflichtung deutlich werden lassen. Angenommen, ich sage „Eskimos sind intelligent“, dann sage ich von jedem einzelnen Eskimo aus, daß er intelligent ist. Dies kann im nominalistischem Sinne noch ohne eine Quantifikation über Mengen (vgl. [4] im Unterschied zu [5]) paraphrasiert werden als:

(6) $\forall x (x \text{ ist ein Eskimo} \rightarrow x \text{ ist intelligent})$,

wobei x eine Individuenvariable aus dem Bereich der Menschen ist.

Mit anderen Worten: Jedes Individuum bzw. jeder Mensch, der zu der Gruppe der Eskimos gehört, ist auch ein Individuum oder Mensch, der zu der Gruppe der Intelligenten gehört. Eine Existenzbehauptung der Universalien Eskimoheit und Intelligenz ist somit vermieden worden (LPV 113f.). – Der Satz „Eskimos sind selten“ ist jedoch nicht parallel dazu analysier- oder paraphrasierbar, denn hier wird nicht über jeden einzelnen (individuellen) Eskimo ausgesagt, daß er selten sei (das wäre Unsinn), sondern hier wird gesagt, daß die Menge der Eskimos sehr, sehr klein ist im Vergleich zu der Menge der Menschen, d. h. daß die Menge der Eskimos sehr viel weniger Elemente besitzt als die Menge der Menschen. Hier wird also über Mengen, nicht über Individuen gesprochen bzw. quantifiziert, und deshalb besteht nach Quines Dictum die ontologische Verpflichtung, die Existenz von Mengen anzuerkennen (vgl. WO 122f.).²⁷

Die Annahme von Universalien als empirisch nicht nachweisbare Entitäten wird jedoch schon bei weniger verzwickten Fragen der Paraphrasierung erzwungen. Denn jeglicher Gebrauch von generellen Termini setzt schon die Akzeptanz von Universalien voraus. Diese These hat zwei Aspekte: a) Eine Sprache, die mit den Mitteln der Prädikatenlogik analysiert oder paraphrasiert wird, kann ohne Annahme von Universalien wohl nicht für bedeutungsvoll erklärt werden, und b) das Phänomen des Spracherwerbs ist ohne Annahme von Universalien nicht erklärbar.

Ad a): Wie schon das Beispiel des finnischen Wortes „punainen“ gezeigt hat, involviert jegliche Erklärung eines generellen Terminus die Verwendung von anderen generellen Termini. Sogar die ostensive Erklärung eines singulären Terminus' wie des Namens „Bello“ benötigt die Inanspruchnahme eines generellen Terminus', wie Wittgenstein in seiner Diskussion der hinweisenden Erläuterung (PU 27–35) vorgeführt hat. Denn man wird nicht umhinkommen, „im Prinzip“ auf so etwas wie „Dieser (Hund) hier ist Bello“ zu rekurrieren. Selbst die nominalistische Paraphrasierung (4) „ $\exists x (Hx)$ “ des Satzes (3) „Es gibt mindestens einen Hund“ setzt bereits die Akzeptanz von etwas Universalem voraus: Dies versteckt sich in (4) in der Angabe des Bereichs „wobei x eine Variable aus dem Tierreich ist“, die auch als „wobei x ein Element aus der Menge aller Tiere ist“ hätte angegeben werden können. In (6) wird entsprechend die Menge aller Menschen als etwas Universales vorausgesetzt – statt „Menge aller Menschen“ wird man auch „Menschheit“ sagen dürfen.

Wenn nun jegliche Erklärung eines generellen Terminus' die Verwendung von anderen

²⁷ Eine Kardinalzahl $\text{card } x$ gibt die Anzahl der Elemente der Menge x an. Gemäß den oben formulierten Überlegungen kann der Satz „Eskimos sind selten“ so verstanden werden, daß damit behauptet wird, daß es eine Menge e und eine Menge m gibt, wobei e identisch ist mit der Menge aller Eskimos und m identisch ist mit der Menge aller Menschen, und daß die Kardinalzahl von e sehr viel kleiner ist als die Kardinalzahl von m . Entsprechend sieht die mengentheoretische Paraphrase so aus:

(α) $\exists e \exists m [(e = \text{Menge aller Eskimos}) \wedge (m = \text{Menge aller Menschen}) \wedge (\text{card } e \ll \text{card } m)]$

Die Existenzquantoren zeigen eindeutig die ontologische Verpflichtung auf Mengen an, sofern man die Paraphrasierung (α) akzeptiert (wobei, was ich hier nicht weiter ausführe, in der heutigen Mengenlehre auch Kardinalzahlen als existierende Mengen verstanden werden).

generellen Termini verlangt, dann bedeutet das freilich nicht, daß für jeden generellen Terminus etwas ihm korrespondierendes Universales angenommen werden muß (dies wäre in der Tat eine erstaunlich reichhaltige Bevölkerung des Universums). Denn wenn man beispielsweise die Definition oder Analyse des generellen Terminus 'Junggeselle' durch „unverheirateter Mann“ akzeptiert, dann erübrigt es sich, eine Universale Junggesellenheit anzunehmen, weil man sich durch eine solche definitorische Reduktion nur noch mit den generellen Termini „unverheiratet“ und „männlich“ und deren ontologischen Verpflichtungen beschäftigen müßte. Man könnte auch diese entweder weiter analysieren oder nun Universalien wie Männlichkeit akzeptieren. Wer einen Hang zur ontologischen Sparsamkeit hat, wird ein philosophisches Programm wie das des Logischen Atomismus²⁸ adaptieren und so viele generelle Termini wie möglich definitorisch „weganalysieren“ wollen, um gewissermaßen als Basis nur so wenig nicht analysierbare generelle Termini wie möglich annehmen zu müssen. Es ist aber unmöglich, daß alle generellen Termini „weganalysiert“ werden könnten, so daß als Basis nur noch Namen von Individuen übrigbleiben.²⁹ Und wie auch immer dann die Basis einer solchen systematischen Rekonstruktion aussieht, sie dürfte kaum die Termini enthalten, mit denen ein Kind zu sprechen beginnt.

Ad b): Es wurde oben dargelegt, daß sowohl in Wittgensteins wie auch in Quines Betrachtungen zum Sprachgebrauch im allgemeinen und von generellen Termini im besonderen die Begriffe Ähnlichkeit und Regelmäßigkeit eine zentrale Rolle spielen. Nun, vielleicht ist eine nominalistisch orientierte Analyse oder Definition der generellen Termini „Ähnlichkeit“ und „Regelmäßigkeit“ möglich, so daß diese Termini „weganalysiert“ werden könnten, doch es sind hier nicht die Termini, sondern die Phänomene der Ähnlichkeit von Individuen einerseits und der Regelmäßigkeit der Handlungsweisen, der Welt und der Verwendung von generellen Termini (s. o.) andererseits, die von einem eine Sprachkompetenz allmählich herausbildenden Kind bemerkt werden müssen. Man kommt wohl nicht um die Annahme herum, daß Ähnlichkeiten und Regelmäßigkeiten in der Welt existieren und vom Kind irgendwie erfaßt werden können, oder daß das Kind Ähnlichkeiten und Regelmäßigkeiten gewissermaßen in die Welt projiziert. Irgend etwas Universales scheint verantwortlich dafür zu sein, daß wir bestimmte Individuen einander ähnlich im Unterschied zu anderen sehen, und irgend etwas Universales läßt uns Regelmäßigkeiten bemerken.³⁰ Ob und in welcher Weise diese Universalien im Menschen, in seiner Vernunft, in seiner jeweiligen Sprache oder in der Welt existieren, ist damit freilich noch nicht geklärt.³¹

²⁸ Darunter fielen neben den bekannten Versionen Russells in „The Philosophy of Logical Atomism“ und Wittgensteins im TLP auch z. B. Carnaps „Der logische Aufbau der Welt“ oder Goodmans „The Structure of Appearance“.

²⁹ Diese Aussage gilt, solange man nicht einen eigentümlichen Gegenstands- oder Individuumsbegriff entwickelt, wie etwa Wittgenstein in seiner Tractatus-Phase, als er auch Eigenschafts- und Relationswörter als Namen betrachtete und entsprechend seiner Bild- oder Repräsentationssemantik Eigenschaften und Relationen als Gegenstände oder Individuen zuordnete (TLP 2.03, 3.22, 4.22; TB 16.6.15: „Auch Relationen und Eigenschaften etc. sind Gegenstände“). Hier wird das Problem nur vernebelt durch den sprachlichen Trick, sowohl Individuen als auch Universalien (Eigenschaften, Relationen) unter den Terminus „Gegenstand“ zusammenzufassen. – Quine erlaubt sich allein aus Gründen der Einfachheit der logischen Sprache (WO 186) den umgekehrten Witz, alle singulären Termini so zu behandeln, daß sie als generelle Termini betrachtet werden können: Aus „Pegasus“ wird dann „es pegasiert“ (LPV 8). Das heißt: Wohl können wir in der klassischen Prädikatenlogik auf singuläre, nicht aber auf generelle Termini verzichten.

³⁰ Die hier vorgetragene Überlegung findet sich in bezug auf Ähnlichkeit bereits in Kapitel XXV bei B. Russell, *An Inquiry into Meaning and Truth* (George Allen and Unwin 1940).

³¹ Ich behaupte hier keine building block-Theorie der Sprache, nach der Sätze aus bedeutungstragen-

Zumindest der Aspekt der Ähnlichkeiten der Individuen, die gerade wegen dieser Ähnlichkeit unter einen generellen Terminus zusammengefaßt werden können, ist in der philosophischen Tradition unter dem Stichwort „Abstraktion“ bekannt. Daß die Handlungsweisen einer Sprachgemeinschaft, die Welt, über die gesprochen wird, und die grammatischen Verwendungen von Termini Regelmäßigkeiten aufweisen müssen, um einen bedeutungsvollen Sprachgebrauch zu ermöglichen, scheinen mir Entdeckungen Wittgensteins zu sein.³² Doch eine Erklärung darüber, wie es möglich ist, daß Kinder Ähnlichkeiten und Regelmäßigkeiten erfassen können, ist ein erkenntnistheoretisches Problem, welches nicht sprachliche Termini betrifft und deshalb im semantischen Aufstieg verloren zu gehen droht. Wittgenstein und Quine behandeln es auch nicht. Ihre Ausführungen zum Spracherwerb als eine Art Konditionierung, ihre Inanspruchnahmen von Instinkt oder angeborenen Dispositionen verstecken oder bestenfalls benennen das Problem, um das es hier geht, diskutieren es aber nicht (s. OR 123).³³

7. Indeterminierbare Ontologie

Diese Überlegungen sind zur Einschätzung von Wittgensteins Bemerkungen zur Familienähnlichkeit hilfreich. Es ist jedenfalls nicht der Fall, daß Wittgenstein in ihnen bewiesen hätte, daß überhaupt keine Universalien existierten, sondern es geht ihm da wohl nur um eine Warnung vor der voreiligen Annahme, jedem generellen Terminus müsse ein Universalis als seine Referenz zugeordnet werden, damit man seinen bedeutungsvollen Gebrauch erklären könne.³⁴ Denn sicherlich gibt es – wie Wittgensteins Beispiel „Spiel“ veranschaulicht – durchaus die Möglichkeit, daß Verwendungen einiger genereller Termini

den Elementen zusammengesetzt werden wie eine Mauer aus einzelnen Steinen. Meine Überlegungen sind mit Quines Ansatz, von ganzen Sätzen auszugehen (WO 9), verträglich.

³² Man findet eine Andeutung jedoch bei Quine (OR 116f., 126). – Daß die Welt Regelmäßigkeiten aufweisen muß, damit wir regelgeleitet über sie kommunizieren können, ist m. E. eine notwendige metaphysische Voraussetzung sowohl für Wittgensteins als auch für Quines Sprachphilosophie. Für mich unverständlich meint Quine jedoch explizit, daß die Regelmäßigkeit der Welt eine wissenschaftliche Tatsache sei (OR 126).

³³ Quine würde es geradezu für den Gewinn des semantischen Aufstiegs im Rahmen seiner naturalisierten Erkenntnistheorie betrachten, daß solche metaphysischen Probleme einer ‚Ersten Philosophie‘ nicht mehr diskutiert werden müssen (OR 82f., 89). Und Wittgensteinianer (der Wittgenstein von ‚Über Gewißheit‘ wohl nicht) würden ebenfalls mit Hinweis auf eine ‚Autonomie der Grammatik‘ von Fragestellungen dieser Art absehen wollen. Die Argumentation für diese Sichtweisen halte ich für unzureichend, s. u.

³⁴ Man sollte bedenken, daß Wittgenstein das Konzept der Familienähnlichkeit William James, der in „The Varieties of Religious Experience“ (Penguin 1982) zu Beginn der „Lecture II“ eine solche allein hinsichtlich des Wortes „Religion“ vermutet, oder, wie Fahrnkopf (s. u. 188ff.) zeigte, C. K. Ogden und I. A. Richards, *The Meaning of Meaning* (Harcourt, Brace & Co. 1946) 128f., 146f., verdankt. Ogden und Richards treten explizit der voreiligen Generalisierung entgegen, daß, nur weil manche generellen Termini eine Familienähnlichkeit hinsichtlich ihrer Merkmale aufwiesen, man damit gezeigt habe, daß dies nun auch alle tun müßten. Zu meinem Verständnis von Wittgensteins philosophischer Vorgehensweise gehört es ebenfalls, daß er vor voreiligen Generalisierungen solcher Art warnen wollte (s. Kober, a. a. O. 29f.). – Wittgensteins Konzept der Familienähnlichkeit in Verbindung mit dem Universalienstreit hat eine breite Diskussion hervorgerufen. Eine Auswahl interessanter Stellungnahmen findet sich in Band 5 in J. V. Canfield (ed.), *The Philosophy of Wittgenstein* (Garland Publishing 1986), eine umfangreichere Darstellung findet sich in R. Fahrnkopf, *Wittgenstein on Universals* (Peter Lang 1986).

keine gemeinsamen Merkmale aufweisen, und sicherlich gibt es auch generelle Termini – wie das oben angeführte Beispiel „Junggeselle“ deutlich macht –, die durch eine definitivische Reduktion ohne Annahme von Universalien als bedeutungsvoll erklärt werden können. Aber das beweist eben noch nicht, daß man generell auf Universalien verzichten kann – auch wenn es schwierig ist, anzugeben, welche dies eigentlich sein sollen (vgl. PU 87).³⁵ Welche Universalien man anzuerkennen bereit ist, dürfte nicht unwesentlich von der Art und Weise der jeweiligen paraphrasierenden Rekonstruktion des Sprachgebrauchs bzw. von dem damit verfolgten Interesse abhängen.

Nur wenn dies akzeptiert ist, wird es möglich, andere Bemerkungen Wittgensteins mit seiner Kritik des Essentialismus zu vereinbaren. Denn er schreibt ja auch: „Das Wesen ist in der Grammatik ausgesprochen“ (PU 371). Irgendeine Art von Wesen oder Essenz wird von ihm demnach zugelassen. Ferner schreibt Wittgenstein: „Welche Art von Gegenstand etwas ist, sagt die Grammatik“ (PU 373). Damit gibt er zu verstehen, daß die Regeln eines Sprachspiels, in dem generelle Termini verwendet werden, die Art und Weise bestimmen, wie wir sie zu verwenden haben. Verschiedene Arten von grammatischen Regeln, die den Gebrauch genereller Termini bestimmen, können dann aber auch auf verschiedene Kategorien von generellen Termini verweisen.

Quines Ausführungen zu Aspekten des Spracherwerbs machen deutlich, was damit gemeint ist: Solange ein Kleinkind nur Einwortsätze wie „Hund“, „Wasser“ oder „Rot“ äußert, können wir gemäß unserer behavioristischen Betrachtungsweise die Möglichkeit nicht ausschließen, daß all diese Termini vom Kind in gleicher Weise verwendet würden, als wenn es uniform „Oh, da ist Hundheit!“ oder „Schon wieder Wasserheit“ oder „Wieder einmal Rotheit (Röte)“ äußerte. Denn erst nachdem das Kind auch die sprachlichen bzw. die grammatischen Vorrichtungen der Individuierung beherrscht,³⁶ können wir feststellen, daß es Dingwörter bzw. sortale Nomina wie „Hund“ von Massentermini wie „Wasser“ oder Eigenschaftswörter wie „rot“ unterscheidet (OR 6–16; WO 90–100). Konsequenterweise gesteht Quine zu, daß derartige Unterschiede auch unterschiedliche Begriffe der Ähnlichkeit erfordern (OR 129).

Ein zentraler Punkt von Quines Philosophie ist jedoch, daß ontologische Unterschiede wie Dinge, Massen oder Eigenschaften auf Basis einer solchen Betrachtungsweise nicht etabliert werden können. Quine betont deshalb explizit: „The contrast lies in the terms and not in the stuff they name“ (WO 91). Die Begründung dafür liegt in seiner Argumentation für die These von der Indeterminiertheit der Referenz,³⁷ die folgendermaßen skizziert werden kann: Man nehme an, ein Deutsch als Muttersprache sprechender Linguist treffe auf Mitglieder einer bis dahin völlig unbekanntes Kultur, die eine bis jetzt absolut unbekanntes Sprache sprechen. Aufgrund dieses totalen Mangels an Vorwissen über Sprache und Weltbild dieser Eingeborenenkultur sind für den Linguisten bei der Erstellung von Übersetzungshypothesen allein empirisch zugängliche, also behavioristisch erhebbare Daten zugänglich. Es stellt sich heraus, daß die Eingeborenen nur dann dem Einwortsatz „Gavagai“ zustimmen, wenn der deutschsprachige Linguist dem Einwortsatz „Kaninchen“ zugestimmt hätte. Man nehme ferner an, der Linguist betrachte Kaninchen als Dinge, und ferner, daß die Eingeborenen dem Einwortsatz „Oyok“ genau dann zustimmen,

³⁵ Ein unangenehmes Problem des Logischen Atomismus des TLP ist es bekanntlich, keine Beispiele für Elementarsätze angeben zu können.

³⁶ Das bedeutet, das Kind muß Äußerungen wie „dieser Hund“, „derselbe Hund wie“, „ein anderer Hund als“, „nicht dieser Hund“, „die fünf Hunde“ oder Pluralbildungen („Hunde“) beherrschen.

³⁷ Quine hat inzwischen seine Überlegungen zur indeterminacy of translation und der inscrutability of reference unter der Überschrift indeterminacy of reference zusammengefaßt (PT 50).

wenn der Linguist dem Einwortsatz „Ding“ zugestimmt hätte. Die Ontologie der Eingeborenen-sprache aber verbleibt im Rahmen der empirischen Methodik selbst unter Annahme eines Zugriffs auf alle empirisch verfügbaren Daten prinzipiell indeterminiert. Denn es ist im Rahmen der behaviouristischen Überprüfungsmethode (wie Ostension, Nachfragen, Hervorlocken von Äußerungen) nicht bestimmbar, ob die Eingeborenen mit „oyonk“ auf einheitliche Dinge (z. B. einzelne Kaninchen), auf nicht zerlegte Zusammensetzungen (z. B. nicht abgetrennte Kaninchenteile), auf Instantiierungen von Prozessen (z. B. Stadien von Kaninchenprozessen), auf Instantiierungen einer platonischen Idee (z. B. eine Konkretisierung von Kaninchenheit), auf einen Teil einer Fusion (z. B. auf ein mereologisches Teilstück einer über die Welt verteilten Kaninchengesamtfusion) oder auf anderes referieren (OR 1–6; WO 26–79). Denn man kann behaviouristisch ununterscheidbar nur so über individuierbare Dinge sprechen oder auf sie zeigen, wie man auch über die anderen möglichen Varianten sprechen oder auf sie zeigen kann. Eine Ontologie ist daher dem Individuierungsapparat von Sprachen nicht zu entnehmen. Aufgrund der behaviouristischen Methodik läßt sich dieses Ergebnis freilich auch auf andere Mitglieder der eigenen Sprachgemeinschaft übertragen: Ich weiß nicht, wie andere ontologisch Kaninchen betrachten, auch wenn sie auf Nachfragen versicherten, daß dies doch „Dinge“ seien. Ja, nicht einmal ich selbst weiß eigentlich, ob ich Kaninchen ontologisch tatsächlich als Dinge betrachte, denn ich weiß angesichts meines Sprachgebrauchs nur, daß ich das Wort „Kaninchen“ wie ein Dingwort verwende. Insofern bleibt die Referenz eines generellen Terminus wie z. B. „Kaninchen“ ontologisch prinzipiell indeterminiert (OR 47).

Die These von der Indeterminiertheit der Referenz dient zur Rechtfertigung der Strategie des semantischen Aufstiegs: Ontologische und erkenntnistheoretische Fragen werden zu Fragen des Sprachgebrauchs umgewandelt, d. h. Fragen, was Kaninchen sind und wie wir solche erkennen, werden in semantischen Fragen hinsichtlich des Gebrauchs von Wörtern wie „Kaninchen“ reformuliert, weil man glaubt, die entsprechenden Probleme so präziser fassen und vielleicht sogar einvernehmlich lösen zu können (WO 271 f.). Ein erkenntnistheoretischer oder ontologischer Abstieg ist in einer solchen Philosophie freilich nicht mehr recht vorgesehen – ich komme darauf am Schluß zurück.

In derselben Weise wie Quine würde auch Wittgenstein Unterscheidungen wie Ding, Masse, Eigenschaften als bloß grammatische Unterscheidungen betrachten, so daß damit noch nichts über tatsächlich in der Welt existierende Universalien behauptet werden müßte (Z 297). In der Wittgenstein-Sekundärliteratur ist dieser Verbleib in der Sprache als Doktrin unter den Bezeichnungen „Autonomie der Grammatik“ oder „Sprache als universales Medium“ bekannt geworden.³⁸ Bedauerlicherweise argumentiert Wittgenstein nirgendwo selbst systematisch für diesen sprachinternen Standpunkt, sondern macht lediglich anhand von Beispielen immer wieder deutlich, daß jede Frage nach einer sprachexternen Referenz von singulären oder generellen Termini auf eine Weise behandelt werden kann, daß man sprachintern verbleibt: Die Bedeutung von Wörtern wird mit Hilfe anderer Wörter erklärt, Ostension gelingt nicht allein durch bloßes Zeigen (s. o., „punainen“), und selbst eine Frage wie „Woher weißt Du, daß dies hier ‚rot‘ ist?“ kann mit „Ich habe Deutsch gelernt“ beantwortet werden (ÜG 526–530). Quines These von der Indeterminiertheit der Referenz könnte andererseits ein Bestandteil einer Argumentation für die Autonomie der Grammatik sein.

³⁸ Durch P. M. S. Hacker, *Insight and Illusion* (Blackwell 1972 und ²1986) (s. auch seine Bücher zusammen mit G. Baker) bzw. durch J. und M. B. Hintikka, *Investigating Wittgenstein* (Blackwell 1986).

Es ist zwar meine Interpretation von „Über Gewißheit“, daß Wittgenstein spätestens gegen Ende seines Lebens die Doktrin von der Autonomie der Grammatik in Frage stellt, ich möchte aber meine Interpretation hier nicht diskutieren.³⁹ Statt dessen konzentriere ich mich zum Schluß auf die Philosophie Quines, der als empiristisch ausgerichteter Philosoph eine sprachexterne Referenz ausdrücklich zuzulassen bereit ist. Meine Ausführungen betreffen m. E. aber auch Wittgensteins Philosophie. Zur Diskussion steht nun also die Leistungsfähigkeit des semantischen Aufstiegs in der Frage des Universalienstreits.

8. Offene Fragen?

Quines Kriterium der Existenz lautet *To be is to be the value of a (bound) variable*. Es besagt, daß man, wenn man eine Theorie oder mehrere Sätze behauptet, die in die Notation der klassischen Prädikatenlogik und der Mengenlehre paraphrasiert werden können und die mindestens einen Quantor enthalten, zur ontologischen Akzeptanz von den Individuen⁴⁰ verpflichtet ist, die zum Bereich der durch den Quantor gebundenen Variable gehören. Der Konflikt im Universalienstreit besteht demnach letztlich darin, auf welche Weise ein Satz paraphrasiert werden sollte und welche ontologischen Verpflichtungen damit eingegangen werden müssen. Von diesem Standpunkt aus, denke ich, bleiben jedoch noch einige, meiner Meinung nach philosophische Fragen offen:

i) Angesichts der Tatsache, daß schon kleine Kinder den generellen Terminus „Hund“ korrekt verwenden können, ist es ein Problem, inwiefern sie in der Lage sind, auch einen vorher noch nie wahrgenommenen Hund mit „Hund“ beschreiben zu können.⁴¹ Quines semantischer Aufstieg beim Universalienstreit in Verbindung mit seinem ontologischen Kriterium verfehlt die Diskussion um dieses erkenntnistheoretische Problem. Es verschwindet unbehandelt in Quines Redeweise von den angeborenen Dispositionen oder in Wittgensteins ebenso unbefriedigendem Verweis auf den Instinkt. Die Ursache für diesen blinden Fleck findet sich in Quines Adaption der Tarski-Semantik für die Prädikatenlogik (diese Adaption ist heute allgemein üblich). Bei Tarskis Definition des Prädikates ‚wahr‘ für eine Objektsprache wird nämlich die Beherrschung einer entsprechenden Metasprache angenommen.⁴² Damit wird aber auch vorausgesetzt, daß die Metasprache bereits bekannt ist, und dazu gehört auch, zu wissen, welche Individuen unter welche Prädikate (wie „F“, „G“, „H“, ...) fallen. Nicht thematisiert wird jedoch, inwiefern man das weiß. Quines Beispiel mit dem Linguisten, der auf eine völlig unbekannte Kultur trifft, führt zu dem gleichen Problem: Der Linguist ist kompetenter Sprecher seiner Muttersprache und versucht, die fremde Sprache in die eigene zu übersetzen. Inwiefern er in der Lage ist, seine eigene Sprache korrekt zu gebrauchen, wird dann aber nicht diskutiert.⁴³ Und überhaupt könnte

³⁹ M. Kober, *Gewißheit als Norm* (de Gruyter 1993).

⁴⁰ Zusätzlich erhebt sich dann die Frage, welche Art von Individuen man zu akzeptieren geneigt ist. Quine z. B. akzeptiert nicht nur konkrete Dinge, sondern auch abstrakte Mengen und Ereignisse (W. V. Quine, *Events and Reification*, in: E. Lepore (ed.), *Truth and Interpretation* [Blackwell 1986]).

⁴¹ Damit wird das „etc., etc.“ in (1) zu einem Problem gemacht: Inwiefern verstehen wir, was damit gemeint ist (ein Anliegen Wittgensteins in der Philosophischen Grammatik, S. 280 ff.), bzw. inwiefern weiß ein Kind, wie die vorgeführten Beispiele von Hunden bei der Erlernung des Wortes „Hund“ zu sehen sind?

⁴² A. Tarski, *Grundlegung der wissenschaftlichen Semantik*, in: K. Berka u. L. Kreiser (Hg.), *Logik-Texte* (Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983).

⁴³ Vgl. D. Davidson, *Radical Interpretation*, in: ders., *Inquiries into Truth and Interpretation*, a. a. O.

Quines Programm einer Rekonstruktion der wissenschaftlichen Sprache dann nur von denjenigen ausgeführt werden, die bereits kompetent diese Sprache sprechen und verstehen. Wieso sie diese verstehen, ist eine Frage, die nicht behandelt wird – Quine nimmt halt an, daß sie diese Sprache erworben und gelernt haben. Der behaviouristische Zugang läßt ihm da auch keine andere Möglichkeit, denn er läßt allein einen externen, distanziert beschreibenden Blickpunkt zu, nicht aber einen selbstreflektorisch hermeneutischen.

ii) Quines Philosophie behauptet die Existenz von Mengen als abstrakte Objekte.

Auch wenn die folgende Frage zutiefst metaphysisch ist, ist sie deswegen noch nicht unsinnig: Auf welche Weise existieren abstrakte Objekte?⁴⁴

iii) Quines Kriterium der Existenz ist abhängig von der Paraphrasierung von Sätzen in die klassische Prädikatenlogik. Da es in dieser nur einen einzigen Existenzquantor gibt, stellt sich die Frage, ob damit auch behauptet werden soll, daß es nur eine einzige Existenzweise gibt. Zumindest intuitiv scheint es jedoch eigenartig zu sein, zu meinen, daß z. B. Hunde, Wasser, Rotes und abstrakte Mengen in derselben Weise existieren.⁴⁵ Wollte man aber unterschiedliche Existenzweisen zulassen, so wird Woody Allens eingangs angeführte, leicht bissige Bemerkung sogar noch zu einem Ansatz von seriöser Kritik (auch wenn Geld kaum zur Lösung wird beitragen können). Vielleicht könnte man sich so weiterhelfen: In einem Satz wie (4) „ $\exists x (Hx)$ “ übernimmt der Existenzquantor die Existenzbehauptung, und die Art der Existenz wird durch das Prädikat „H“ angezeigt. Dann freilich werden (zumindest manche) Prädikate auch in nicht synsemantischer Weise gebraucht und referieren auf Universalien, die in unterschiedlichen Arten oder Kategorien existieren könnten. Genau das möchte man aber gerne einmal erläutert bekommen, auch wenn dies, wie die These von der Indeterminiertheit der Referenz zeigt, nur auf nicht-empirische Weise möglich ist.

iv) Wie erwähnt, Quines Theorie konzentriert sich allein auf Paraphrasierungen von Sätzen oder Theorien in der Notation der klassischen Prädikatenlogik und Mengenlehre und ihren ontologischen Verpflichtungen. Er gibt uns aber keine Anweisungen – insbesondere keine epistemologischen oder ontologischen Anweisungen – darüber, welche Paraphrasierungen bevorzugt werden sollten, mit Ausnahme eines Ratschlages zur ontologischen Ökonomie: Man solle doch die Paraphrasen bevorzugen, die einen zu der geringsten Zahl von eigentümlichen Entitäten verpflichten⁴⁶ (eine Entität nenne ich „eigentümlich“, wenn sie nicht empirisch nachweisbar ist, wie z. B. Mengen als abstrakte Objekte). Quine würde in Übereinstimmung mit Carnap sagen, dies sei bei einzelnen Sätzen eine Frage der Entscheidung, bei der Akzeptanz von Theorien eine Frage der wissenschaftlichen Diskussion⁴⁷ – aber diese pragmatischen Ansichten dürfen meines Erachtens auch unbefriedigtes Erstaunen hervorrufen.

v) Auch Quines Annahme der klassischen Prädikatenlogik als Notation für die Paraphrasierungen ist im Prinzip pragmatisch legitimiert: Deren Einfachheit ermöglicht erst ihre Wirksamkeit in der Kommunikation und bei wissenschaftlichen Vorhersagen (LPV 79; OR 112f.). Dies mag ja durchaus der Fall sein, aber was hat dies mit der tatsächlichen Existenz von Universalien zu tun?⁴⁸ Zumindest ein metaphysischer Realist wird die Frage

⁴⁴ Die nächsten Punkte hängen mit Punkt ii) zusammen.

⁴⁵ Vgl. C. Crockett, *Contemporary Interpretations of the Problem of Universal*, in: *Philosophical Review* 63 (1954) 248.

⁴⁶ W. V. Quine, *Semantics and Abstract Objects*, in: *Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences* 80 (1951) 94.

⁴⁷ R. Carnap, *Empiricism, Semantics, and Ontology*, in: ders., *Meaning and Necessity* (University of Chicago Press 1956).

⁴⁸ Vgl. Crockett, a. a. O., 249.

stellen dürfen, wieso die Ontologie ausschließlich ein Produkt semantischer Betrachtungen sein sollte. Nach Quines Kriterium ist es allein die akzeptierte Theorie, die uns sagt, was es gibt – dieses Dictum sagt uns aber nicht, was es gibt.

vi) Gibt es – abgesehen von dem Verweis, daß dies Teil einer beeindruckenden Interpretation der Prädikatenlogik ist – überhaupt irgendeine Begründung für Quines Dictum *To be is to be the value of a variable*? Es ist ja klar, daß Quine dieses Kriterium nicht entdeckt hat, sondern daß er hier lediglich eine Konvention vorschlägt.⁴⁹

Nun, in Anbetracht der Doktrin von der Autonomie der Grammatik oder der Argumentation hinsichtlich der Indeterminiertheit der Referenz könnten Wittgensteinianer oder Quine angesichts dieser Liste mit der Schulter zucken: Man wird die Fragen nicht unbedingt beantworten wollen, ja, Quine preist es sogar als Gewinn seiner naturalisierten Erkenntnistheorie an, daß diese naturwissenschaftlich nicht beantwortbaren Fragen einer *first philosophy* gar nicht beantwortet zu werden brauchen, und wenn wir gewisse Fragen nicht beantworten können, so ist das eben als eine mißliche Lage des Menschen (*a human predicament*) hinzunehmen (OR 72, 83 f.). Dann aber darf man sich die Frage stellen, ob jene Fragen nicht auch die Grenzen des Empirismus markieren oder die Beschränkungen einer linguistischen, d. h. den semantischen Aufstieg vollziehenden Philosophie kennzeichnen. Und es mag nur *prima facie* eine Frage des metaphysischen Geschmacks sein, ob man innerhalb dieser Beschränkungen verbleiben will oder nicht. Quines ontologische Akzeptanz von Mengen zeigt, daß selbst er die Grenzen nicht strikt ziehen will und aufgrund breiterer systematischer Überlegungen⁵⁰ auch empirisch nicht Nachweisbares zuzulassen bereit ist. Ich halte dies für eine interessante ‚Verspannung‘ in Quines Philosophie.⁵¹

Übereinstimmungen und Divergenzen in der Kunstphilosophie Schellings und Adornos

Von Lucia SZIBORSKY (Düsseldorf)

Xavier Tilliette in Verehrung
und Dankbarkeit

Betrachtet man die Linien der Tradition, die in Adornos Philosophie der Kunst eingegangen sind, so finden sich in bezug auf Schelling nur spärliche Hinweise, während Adorno sich mit Kant und Hegel an vielen Stellen seines Werkes produktiv auseinandergesetzt hat. Trotzdem fordert der besondere Rang, den beide Denker der Kunst und der Philosophie der Kunst zumessen, uns geradezu auf, ihre Theorien in Konstellation zueinander zu bringen.¹

⁴⁹ Ebd. 246.

⁵⁰ „Our evidence grades off [...] from specific observation to broadly systematic considerations“ (OR 98).

⁵¹ Den wesentlichen Teil dieses Textes habe ich auf Englisch im Rahmen des Analyomen 2-Kongresses der Gesellschaft für Analytische Philosophie am 8. September 1994 in Leipzig vorgetragen. Ausschnitte daraus wurden jedoch bereits in Freiburg/Breisgau auf Deutsch und in Trondheim/Norwegen auf Englisch zur Diskussion gestellt.

¹ In den zahlreichen Untersuchungen zur Ästhetik Adornos ist verschiedentlich auf Ähnlichkeiten (oder Übereinstimmungen) der Theorie Adornos mit Theorem Schellings hingewiesen worden. Ex-